Im Park von Sanssouci.

(Kölnische Zeitung.)

Berlin, Ende Mai.

In dem sonnenbeschienenen Park rauscht und zittert der Frühling. Ich richte mich von der Rasenbank auf, auf der ich liege, und sehe die stillen Alleen entlang, in denen wenig Menschen gehen, und an deren Ende eine rote Frontseite, das Neue Palais, schimmert. Durch die lichtgrünen Blätter über mir blickt der blaue Maihimmel, und ich starre auf ihn wie auf ein nie erlebtes, kaum mehr erhofftes Wunder. Es ist Mai, und es ist Frühling. Die großen Magnolien blühen, und die kreisrunden Beete mit blauen Stiefmütterchen und Auriteln leuchten als bunte Farbenflecke

Schloß Sanssouci.

in dem sonniggrünen Rasen. Der Kuckuck ruft, und überall im Park hört man das Schlagen der Amseln. Frühlingssonne, du helle! Du schüttest wieder Gold aus über diese nachtdunkle Welt. Du gleitest die Glaswände der alten Orangerie hinan, küßt die Rosen wach, die dort an den Spalieren dir entgegenträumen. Du umschlingst liebkosend das alte Schloß auf der einsamen Höhe, diesen gelben Tempel eines einsamen großen Menschen mit der trügerischen Aufschrift Sanssouci. Von der Höhe schweift der Blick über die fernen Wälder und Hügel; man sieht die blaue Havel, und man denkt daran, daß ganz Potsdam heute ein einziges großes Blütenmeer ist — daß überall in den Gärten, an den Landstraßen es wie schneeige Wolken schimmert von den Aprikosen-, Kirschen- und Apfelbäumen, die in voller Blüte stehen. Die Wälder und Wasser rund um die Königsstadt sind wie übergossen von den Farben, der Glut, der plötzlichen Kraft dieses so lange erwarteten Frühlings. Es erschüttert uns mit einem fast schmerzlichen Gefühl bis in die Tiefen — so, als ob wir diesen Mai überhaupt nicht mehr erwartet hätten nach all dem Unsagbaren, das über uns dahinging.

* * *

Ueber den Königspark ist die Revolution geschritten. Sie hat ihn kaum leise gestreift, kaum ein bißchen von seinen Farben, seinen phantastischen Linien verwischen können. Mir scheint der Königspark lächelt spöttisch über diese ganze neue Zeit. Einige Nasenstüber hat er sich gefallen lassen müssen. Die Marmorstatuen um das Becken am Fuße der Sanssouci-Treppe sind mit einem Holzmantel versehen. Gründe dafür sind leicht ersichtlich. Einer Statue hat man den Kopf abgeschlagen. Am Postament von andern oben an der Orangerie kann man die hingekritzelte Inschrift lesen: „Liebknecht ist da". Das wird auf Sanssouci Eindruck machen. Weniger noch wird sich der Park mit dem Publikum befreunden, das sich jetzt in seinen Alleen ergeht. Das schleudert Butterbrot essend und laut von seinen Hamsterangelegenheiten schwatzend durch die Laubgänge, in denen Friedrich der Einzige wandelte. Und diese Soldaten, die mit offenem Mantel, ihr Mädel am Arm, die unvermeidliche Zigarette im Munde, jetzt den preußischen Militarismus darstellen, hat Potsdam auch noch nicht gesehen. Ein Glück, daß der Krückstock des Alten da oben im Schlosse auch der Vergangenheit angehört! Die Fremden, die jetzt hierher kommen, müssen sich übrigens mit dem Anblick des Parks begnügen, denn das Schloß bekommen sie nicht zu sehen. Keines der zahlreichen Königsschlösser von Potsdam ist für das Fremdenpublikum zu sehen. Meldet man sich in Sanssouci in dem bekannten Wartezimmer an der Hinterseite des Schlosses, so erhebt sich verdrossen von einem Stuhl in der Ecke ein Angestellter, der nicht mehr die schöne adlergestickte Uniform von einst trägt, und erklärt, daß die Schlösser, „Sanssouci inbegriffen", geschlossen seien, „bis einmal ruhigere Zeiten kämen". Eine trostvolle Zukunftsaussicht! Wenn man weitergeht, späht man durch die Lücken der halbgeschlossenen Fensterläden nach all den kostbaren Dingen, die in diesen Sälen ruhen, in dem Musiksaal, im Sterbezimmer, im Paroleſaal, in der wundervollen Bibliothek Friedrichs, und man fragt sich mit einigem Bangen: Wird das alles unbeschädigt an seiner Stelle stehen bleiben?

Wir haben in dieser Revolution derartige Dinge erlebt, daß diese Frage sehr wohl berechtigt ist. Mit Sanssouci handelt es sich um einen kostbaren Nationalbesitz aller Deutschen, und hier dürfte kein Buch und kein Möbel von der Stelle gerückt werden, sofern wir überhaupt noch wert sind, daß unter uns das Andenken großer Männer gefeiert wird. Der Respekt vor monarchischen Ueberlieferungen wird vermutlich im neuen Deutschland nicht so groß sein, daß man ein solch geschichtliches Denkmal missen könnte. Nicht alles im Bezirk des Parks Sanssouci verdient diesen Respekt, da die neuere Zeit manches eingeführt hatte, was mit den alten Erinnerungen nichts zu tun hatte. An die wenige Schritte entfernte Orangerie, diese Schöpfung Friedrich Wilhelms IV. im italienischen Renaissancestil, knüpfen uns weit schwächere Bande der Pietät. Man kann es auch mit kühler Gelassenheit im Vorbeischreiten ansehen, daß um die vor diesem Schlosse aufgestellten chinesischen Instrumente Gerüste zum Zwecke ihres Abtransports errichtet sind. Denn diese Erinnerung an das chinesische Abenteuer von 1900 stand unserm Herzen niemals nahe, und sie paßte niemals in den Rahmen des Parks. In diesem Park wie im Schlosse Sanssouci herrscht nur ein Name, und jeder Versuch andrer, daneben aufzukommen, ist bisher gescheitert. Wie Sanssouci selbst ist ja auch ganz Potsdam steingewordene Ueberlieferung, monarchische Ueberlieferung; und der Gedanke eines roten Potsdams hat schon an sich etwas Lächerliches. Die Potsdamer empfinden das wohl auch selbst, auch wenn sie es im Augenblick nicht aussprechen. In dieser Stadt, wo die altgedienten Beamten, die Hoflakaien, die Stallmeister, die Gardeoffiziere den Ton angaben, mag man das Hereinbrechen der Revolution wie etwas Unglaubhaftes, ganz außerhalb aller Berechnungen Stehendes angesehen haben. Und das revolutionäre Berlin bekundete bei jeder Gelegenheit sein unaustilgbares Mißtrauen gegen Potsdam; und mindestens alle sechs Wochen lieferten die radikalen Blätter der Hauptstadt in diesem Winter eine Potsdamer Verschwörung, bei der Setigelage und Paroleausgabe hinter den herabgelassenen Vorhängen von Offizierskasinos eine Rolle spielten. Dabei dachte Potsdam gar nicht an Verschwörungen und hatte sich ergeben in sein Schicksal gefügt. Die Potsdamer waren in viel größerer Sorge um ihren Fremdenverkehr, um ihre Wohnungsnot und um die vielen hungrigen Berliner, die massenhaft jeden Sonntag zu ihnen herausströmten und die markenfrei alles bei ihnen essen wollten, was sie selbst nicht hatten. Die alte Residenzstadt der Hohenzollern kann sich nur schwer darauf einrichten, ohne die Hohenzollern auszukommen. Etwas von dem fassungslosen Staunen liegt noch heute über den breiten, langweiligen Straßen der Stadt, über den alten Triumphbogen und Toren und über den zahllosen kriegerischen Zierraten an Häusern und Portalen, die jeden Friedensapostel hier zur Verzweiflung bringen müßten. Wie kam es, daß der Dynastie, die hier so lange, so widerspruchslos, so scheinbar ewigkeitssicher regiert hatte, die Herrschaft über die Massen entglitt? Welche Rätsel wird einmal den Geschichtsschreibern der Zukunft dies plötzliche Herabsinken von einer Höhe aufgeben, wie sie wenige Dynastien Europas erklommen hatten? Das uralte Problem der Massen und ihrer Beherrscher drängt sich einem dabei auf, und naive Naturen, die sich vom Tageslärm beschwatzen lassen, können angesichts des Schicksals der Hohenzollern wirklich zu dem Glauben sich bekehren, daß die Zeit für alle derartigen Gewalt- und Kraftnaturen, wie sie die ältern Hohenzollern darstellten, ein für allemal vorbei sei, und daß wirklich das Zeitalter der Massen angebrochen sei. Denen, die so denken, kann man eines der wahrsten und tiefsten Worte von Friedrich Hebbel empfehlen, das in seinem Tagebuch von 1853 steht. Er sagt da: „Die Menschheit ist ein Kapital, das nie zu heben ist. Von Zeit zu Zeit fallen in einem bedeutenden Individuum die Zinsen." Die Menschheit ist ein Kapital, das nie zu heben ist.

* * *

Ich betrachte, in Potsdam umhergehend, das Wirken der zwei mächtigsten der bedeutendsten Hohenzollern, Friedrich Wilhelms I. und seines Sohnes, des Großen Friedrich. Sie sind es ja, die nicht nur Potsdam, sondern in der Nachwirkung ihrer Schöpfungen Preußen und das jetzt zusammengebrochene Deutsche Reich geschaffen haben. Sie schufen es, nicht auf Grund der Gaben ihres Genies, sondern vermöge der heldischen Selbstüberwindung, die sie an der einmal begriffenen Pflicht festhalten ließ, es koste, was es wolle. Wird das heutige Geschlecht überhaupt imstande sein, sich ein klares Bild von dieser ununterbrochenen Selbstüberwindung zu machen, die im Leben Friedrichs des Großen mehr als einmal den Charakter der Selbstqual trug? Wenn die Massen heute das Leben ihrer Herrscher mit dem Maßstabe des persönlichen Glückes messen, das sie selbst für sich beanspruchen, so gehörte dieser Hohenzoller sicher zu den unglücklichsten Monarchen, die je gelebt haben. Eine freudlose gequälte Jugend, eine unglückliche Ehe, Zwistigkeiten mit allen seinen Brüdern, die nervenzerrüttende Qual eines siebenjährigen Kampfes um Tod und Leben, eine schmerzliche, durch das Leben erzwungene Menschenverachtung — wer möchte um allen Ruhm Friedrichs willen diese Last auf sich nehmen?

Kaum anders stellt sich für den Tieferblickenden das Leben seines Vaters dar, der im Kampfe auch mit fast seiner ganzen Familie, mit einem sehr widerspenstigen Adel und Beamtentum jenen eigentümlichen preußischen Geist schuf, der zweihundert Jahre lang die Bewunderung der Welt war. Für diese beiden war das Leben ein ununterbrochener Arbeitstag, der um 5 Uhr morgens begann. In dieser Arbeit von 75 Jahren schufen sie die große Monarchie, die stark genug war, vier Jahre lang dem Angriff aller fünf Weltteile zu trotzen. Sie hinterließen, als sie starben, der Menge Ruhm, Wohlstand, Sicherheit, die andauerten, solange der Geist lebendig war, den sie geschaffen hatten. In der wundervollen Instruktion Friedrich Wilhelms I. 1722 an seinen Nachfolger steht dieser Geist mit den ganz naiven Worten jener Zeit ausgedrückt. Der mächtige König sagt darin: „Ich habe stets gearbeitet, mir zu bessern und ein gottselig Leben und Wandel zu führen, soviel als menschlich möglich ist und werde mit Gottes Hilfe beharren bis an mein seliges Ende. Ein Regente, der mit Honneur in die Welt regieren will, muß seine Affairen alle selber thun; also sein die Regenten zur Arbeit erkoren und nicht zum flasken, faulen Weiberleben. Der liebe Gott hat Euch auf den Thron gesetzt nicht zu faullenzen, sondern zu arbeiten und seine Länder wohl zu regieren." Und man kann nicht anders sagen, daß mit all seinen Schwächen und Fehlern dieser König wie sein Sohn nach diesem Programm regiert hat. Sie versprachen ihren Untertanen keine Paradiese, weil sie selbst solche nicht gekannt haben, und weil sie an Paradiese auf Erden aus guten Gründen nicht glaubten. Sie wußten aus eigner Erfahrung, wie eng gesteckt die Grenzen des menschlichen Glücks sind. Ihre Untertanen hatten es auch vielleicht nicht leicht unter ihnen, und die sieben Jahre des Daseinskampfes Preußens waren eine entsetzliche Prüfungszeit für den Bürger und Bauer Preußens. Aber aus ihnen erwuchsen das Glück und der Wohlstand einer ganzen spätern Generation, und am Ende des Jahrhunderts bezeugten alle einsichtigen Reisenden, daß die Massen in Preußen sich weit besser befanden als damals in dem viel reichern Frankreich und England. Was sehr wichtig war, die Massen wußten das auch selbst. Die Persönlichkeiten der beiden Herrscher hatten den einst so bespöttelten Geist von Potsdam zum vielbewunderten Idol von Deutschland gemacht. Auf den harthörigen Deutschen, der in der Regel für den Klang der Worte, für den Zauber der Rede so gut wie unempfänglich ist, wirkt überhaupt nur das Beispiel, die Persönlichkeit. Die Worte gleiten an ihm vorüber, nach der Person richtet er sich. Und solange diese ältern Hohenzollernkönige wie eherne Beispiele im Glauben und vor den Augen der Massen da standen, solange hielten Monarchie und Reich zusammen. Beruhte nicht die Auflösung dieser Monarchie am 9. November 1918 darauf, daß kein Glaube an irgendeine Persönlichkeit mehr da war? Sollten aber wirklich Leute glauben, daß das kunstvolle Gefüge dieses Staates, an dem sieben Generationen ihre Kraft und Fähigkeiten verschwendeten, durch eine hastige Reformarbeit und durch Umkrempelung alles Bestehenden ersetzt werden könnte? Wartet, bis erst die Persönlichkeit wieder kommt — gleichviel, woher sie kommt!

* * *

Am Ende der Allee, über der die Maisonne liegt, schimmert die rote Front des Neuen Palais. Durch die Gebüsche links führt der Weg nach Charlottenhof, der italienischen Biedermeieridylle Friedrich Wilhelms IV. Drüben über der Havel liegt Babelsberg, dieser Fluchtort des ersten Kaisers mit seinen Türmen und Mauern in der unnatürlichen Gotik der Bismarck-Zeit, wo man sich aus lauter Nachahmungen ein Heim schuf. Alles Bauten, die weder an Pracht noch an Geschmack einen hervorragenden Platz einnehmen können — Königsträume, die Stein geworden sind, jawohl, aber die Träume von nüchternen Menschen, die ihrer Arbeitszeit mit Mühe die paar Erholungsstunden abrangen, in denen sie die Illusion haben konnten, zu ihresgleichen zu reden. Keine Erinnerungen wie an Versailles und Trianon knüpfen sich an diese Potsdamer Schlösser. Nirgendwo findet man in ihnen die Erinnerung an ein Königsliebchen, an ein heißes, verstohlenes Glück, an weiße Hände, die in üppiger Lebensgier hier den Reichtum eines Landes vergeudeten. Nichts Derartiges — Arbeiter, Denker, Soldaten schritten durch diese Königssäle, von denen aus ihr nüchternes Auge das Land regierte, das, wie sie wußten, kein Eden auf Erden war. Wehe denen, die der Menge Paradiese versprechen, von denen sie selbst wissen, daß sie nie blühen können!

Der Kampf um die Zeit.

Von Adolf Koelsch.

(Vossische Zeitung.)

Der Achtstundentag, um den die Arbeiterschaft jahrzehntelang vergebens gekämpft hat, ist ihr mit der Revolution glatt in den Schoß gefallen. Aber man bleibt beim Erreichten nicht stehen. Kaum war die Forderung durchgedrückt, wurde von gewissen Verbänden die Einführung des 7- und siebenstündigen Arbeitstages verlangt, seit kurzem hört man schon vom Sechsstundentag reden.

Ich juble.

Nie werde ich selber an diesen Segnungen teilhaben können. Mein Arbeitstag wird auch in Zukunft 12 und manchmal 16 Stunden betragen; manchmal wird die Arbeit noch im Traum weitergehen, und dann laufen die 24 Stunden des Tages mit Mühe und Entrechtung des animalischen Ruhebedürfnisses voll. Nicht immer werde ich während dieser meiner Arbeitszeit im Schreibzimmer sitzen. Ich werde vielleicht im Bauernland umherspazieren oder im Garten beim Säen und Pflanzen zu treffen sein, vielleicht sitze ich auch in einem Kaffeehaus in der Stadt, strecke die Beine stinkfaul unter den Tisch oder bummle ohne Ziel durch die Straßen. Ein Fuhrmann oder ein Straßenkehrer oder ein Tünchergeselle wird mich für einen Nichtstuer halten. Aber mein Herz weiß es anders.

Wenn mich trotzdem Jubel erfüllt bei dem Gedanken, daß dem Achtstundentag in absehbarer Frist „mit Zustimmung aller" der Sechsstundentag als Normalarbeitstag „des Proletariers" folgen werde, so geschieht es, weil man mit Aufstellung dieser Forderung endlich, aber ganz unbewußt, zu einem Programm zurückgekehrt ist, dessen Verwirklichung denen, die die ersten Maschinen erfanden, als einziges Ziel ihres Strebens vorgeschwebt hat. Sie wollten der Menschheit im Webautomaten und Gasmotor, der Setzmaschine und Schreibmaschine und Rechenmaschine, der Dampfturbine und Eisenbahnlokomotive, dem Kettelrad, das den Wasserfall frißt, und der Wurstmaschine, die ein Rind in weniger als einer Stunde vermahlt, fügsame Gehilfen aus Eisen schenken, die nichts produzieren sollten als Zeit, nur Zeit! . . . . Allein an dieser ersten herrlichen Absicht wurde vom Menschen Verrat geübt, und aus diesem Verrat an einem Ideal, nicht aus böser Absicht, sondern aus Schwäche begangen, wurde das gesamte finstere und glänzende Elend „des kapitalistischen Zeitalters" geboren. Dieser Verrat gebar jene Stimmung, die fähig war, den Weltkrieg zu entfesseln, er gebar die Revolution, und die Stimme dieses Verrats möchte jetzt am liebsten auch noch den Frieden machen, der Deutschland zu einem wehrlosen Maschinenbediener, Kohlen- und Kaligräber (mit womöglich 36stündigem Arbeitstag) herabdrücken soll.

Verrat an einem Ideal, sage ich. Denn die Maschine wurde ursprünglich ersonnen, um Arbeit zu sparen und dadurch einen Gewinn zu erzielen . . . an Menschentum. Geisteskraft wurde in Eisen gesteckt, Begabung, Eingebung, Mathematik, Logik und Phantasie wurden aufgewendet zum Bau einer tatkräftigen ehernen Mechanismenwelt, — alles in der alleinigen Absicht, daß sie da sein und den Platz auf der Erde mit uns teilen sollten, um Körperkraft zu ersetzen, physische Anstrengung zu dezimieren, Hände und Seele vor der Abnutzungsgefahr durch niedrige Verrichtungen sicherzustellen und den Menschen dadurch einer höheren Freiheit zurückzugeben, der Freiheit über den Lebenstag . . . seine Zeit.

Aber als die Maschinen fertig und auf ihren Platz gestellt waren, zeigte es sich, daß der Mensch außer Geisteskraft noch etwas anderes in sie hineingesteckt hatte. Dieses andere hieß Kapital. Und so hatte die Maschine zwei Seelen. „Zeit denkst du herzustellen?" fragte das Kapital hämisch den Geist, der die Maschine für seine Zwecke geschaffen hatte. „Was für ein Artikel ist das? Wo wird der gehandelt? Auf welcher Börse wird er honoriert? Bist du wohl verrückt? Geld werden wir produzieren, mein Freund, rundes, klingendes Geld, Berge von Geld werden wir dem eisernen Mann aus dem Maule ziehen, das Ding muß doch ren—tie—ren!"

Und die Geldkraft besiegte die Geisteskraft. Die Geldkraft gewann die Oberhand, nicht obwohl ihr jedes Ding nur eine Rentabilitätsrechnung ist, sondern weil ihr jedes Ding und jedes Problem aus naturnotwendigen Gründen etwas anderes gar nicht bedeuten kann. In aller Kreatur können zwei Willen wohnen. Aber das Geld hat nur einen. Darum ist es so stark.

Diesen einen Willen pflanzte es der Maschine ein statt des Willens, den die Geisteskraft dem eisernen Organismus hatte einhauchen wollen. Es zog damit die Maschine herunter zu seiner Partei, und seitdem ist es dem Geld oder Kapital in allen Erdteilen gut ergangen. In Form von tausend Waren, die die Maschinen willfährig erzeugten, schlich es sich ins Haus des Armen und Reichen und nahm seinen Tribut. Aber auch den Maschinen erging es bei solchem Bündnis gut auf der Welt, denn sie hatten nach dem Abfall vom Geist nicht mehr die gespaltene Menschenseele, die dieses möchte und zugleich jenes möchte, sondern sie hatten die nach einer Richtung orientierte, wahrhaft monistische Seele des Kapitals in den Eingeweiden, jene Seele, die die ganze Welt nach der Wirtschaftlichkeit der Einzelerscheinung durchforscht, jede Energieform nach der Höhe des materiellen Wirkungsgrades bewertet und nichts produzieren will als Bilanzerfolg. Da dieser Erfolg am größten ist, wenn die Maschinen pausenlos laufen, mußte auch der Mensch pausenlos tätig sein. Er bebte bei diesem Gedanken, er murrte und brüllte nach einem Schnaps; aber er beugte sich bis hinauf zum Geistesarbeiter, dessen schlaflose Nächte die Maschinen als liebste Nahrung verzehren.

Dies war die Schwäche.

Die neue Zeit will diese Schwäche tilgen; der Mensch, der es bisher schlechter hatte als Maschine und Geld, soll es fortan besser als sie beide haben, indem die Maschine in Zukunft ihrer alten Bestimmung gemäß verwendet wird; sie soll nicht mehr als Produzent von Kapital in erster Linie dienen, sondern als Schöpfer von Zeit, als Arbeitsparapparat und Erzeuger von Freiheit. Dies ist der tiefere, sozusagen schicksalmäßige Sinn aller Forderungen, die auf Verkürzung des Normalarbeitstages gerichtet sind, und die in diesem Augenblick nur als grausam empfunden werden, weil sie — in diesem Augenblick — wirklich auch grausam sind! Nichtsdestoweniger wird die Politik der Klugheit gebieten, nicht einzig die Grausamkeit in ihnen zu sehen; sie könnten sich sonst in rein zerstörende Kräfte verwandeln.

Eine päpstliche Ehrung Leonardos. Die „Perseveranza" erfährt aus Rom, daß auf Anordnung des Papstes im Belvedere des Vatikans ein Denkstein zu Ehren Leonardo da Vincis errichtet werden soll.

Schutz gegen Einbrüche.

Von Hans Dominik.

Das Gewerbe der Herren Nachtschlosser steht zurzeit in Berlin und anderen deutschen Städten in üppiger Blüte, und die Chronik der täglichen Einbrüche ist länger, als es in Friedenszeiten die entsprechende Wochenliste war. Wenn nun diese zunehmende Unsicherheit auch zweifellos zum größten Teil auf das Konto der durch den Krieg hervorgerufenen allgemeinen Verwahrlosung zu setzen ist, so wird doch auch andererseits den Einbrechern die Ausübung ihres Berufes durch das Fehlen jeglicher Sicherheitsvorrichtung vielfach allzu leicht gemacht. In der Tat liefert unsere Technik uns noch eine Reihe recht brauchbarer Schutzmittel, die, richtig angewendet und vor allen Dingen auch richtig installiert, dem Diebe das Leben herzlich sauer machen.

Die Elektrotechnik stellt uns als Grundelemente für die Sicherung gegen Einbruchsdiebstähle zwei Konstruktionen zur Verfügung, nämlich den Sicherheitskontakt und die Lauschanlage. Der moderne Sicherheitskontakt gegen Einbruch ist derart ausgebildet, daß er jede Erschütterung, Formveränderung oder Erwärmung, welche der durch ihn geschützte Gegenstand erfährt, sofort zu einer Stromschließung ausnutzt. Wenn also ein Geldschrank, in dem ein solcher Kontakt eingebaut ist, auch nur ein wenig von seinem Platze gerückt, durch irgendwelches Feuerzeug erwärmt oder durch Bearbeitung mit Brecheisen und Bohrwerkzeugen erschüttert wird, tritt zuverlässig Stromschluß ein. Im übrigen kann man natürlich nicht nur einen Geldschrank, sondern auch jeden gewöhnlichen Holzschrank mit solchem Schutzkontakt ausrüsten. Zur Erklärung der Wirkung sei dabei noch bemerkt, daß es sich hier nicht etwa um den gewöhnlichen Türkontakt handelt, den wir ja alle von den Ladentüren her kennen, sondern um eine wagenballenähnliche, genau ausbalancierte und gut gelagerte Konstruktion, die ein kleines Kunstwerk für sich bildet.

Das zweite Schutzmittel ist die Lauschanlage, eine Gruppe von Mikrophonen, die in dem zu schützenden Raum aufgestellt und mit Telephonen an entfernten Stellen in besonderer Weise zusammengeschaltet ist. Die Wirkung dieser Anlage besteht darin, daß sie sofort Kontakt macht und alarmiert, sowie Geräusche von einer bestimmten Größenordnung in dem zu schützenden Raume auftreten. Mit diesen beiden Grundelementen läßt sich nun jedes Geschäftslokal oder Wohnhaus gut sichern. Man wird erstens die Türen, welche zum ordnungsmäßigen Betreten der Räume dienen, mit den Kontakten ausrüsten, und man wird weiter noch bestimmte Schränke damit versehen. Durch diese Anordnung ist der ordnungsgemäße Zugang zu den Räumen sicher blockiert. Es bleibt der Einbruch im buchstäblichen Sinne des Wortes, d. h. das Eindringen durch die Fenster oder durch Decken und Wände. Dieses Vorgehen ist aber stets mit Geräusch verbunden, und es genügt die Anbringung einer Lauschanlage, um solchen Einbruch schon, während der Durchbruchsarbeiten zu melden.

Die nächste Aufmerksamkeit gilt nun der weiteren Installation. Der zeitgemäße Einbrecher versteht in jedem Falle so viel von der Elektrotechnik, daß Stromleitungen, Batterien und Klingelkästen ihm unter allen Umständen verdächtig sind, und daß er stets versuchen wird, sie unschädlich zu machen, wenn er sie irgendwo offen auf seinem Wege findet. Die Batterien sind daher grundsätzlich so geschützt aufzustellen, daß der Einbrecher sie nicht etwa in aller Gemütsruhe abschalten kann, bevor er an den eigentlichen Einbruch herangeht. Zum Schutze der Leitungen aber verfügen wir über ein wunderschönes Schaltungsverfahren, die Dreileiterschaltung nach dem kombinierten Ruhestrom-Arbeitsstrom-System. Eine solche aus drei verdrallten Drähten bestehende Leitung schützt sich unbedingt selbst, auch wenn sie dem Einbrecher frei vor der Nase liegt. Schneidet er sie nicht durch, so alarmiert die Anlage, wenn er einbricht. Schneidet er sie aber durch, so gibt es sofort Alarm. Versucht er sich aber etwa dadurch zu helfen, daß er die Drähte vor dem Zerschneiden kurzschließt, so gibt es auch wieder Alarm. Man kann diese Eigenschaft einer solchen Leitung sogar direkt als Schutzmittel mitverwenden, indem man die Leitung beispielsweise in vielen Hin- und Hergängen in solche Flächen oder Wände einbaut, die einem Durchbruch von außen besonders ausgesetzt sind. Der Einbrecher stößt dann schon während der Durchbruchsarbeiten irgendwo auf die Leitung und löst bei ihrer Zerstörung die Alarmvorrichtung aus.

In Friedenszeiten genügte nun eine bescheidene Alarmvorrichtung zum Schutze vollkommen. Wenn in der Wächterstube die Alarmglocke ertönte und der Wächter mit Browning und Hund auf der Bildfläche erschien, so konzentrierten sich die Einbrecher schleunigst rückwärts. In den gegenwärtigen Zeiten hat sich auch das erheblich geändert. Ein bis zwei simple Nachtwächter oder Schutzleute tangieren einen „großzügig arbeitenden" Einbrecher nicht mehr sonderlich. Man wird daher auch beim Einbrecherschutz logischerweise zu schärferen Gegenmitteln greifen müssen, und man kann es mit Hilfe der Elektrizität bis zu jedem gewünschten Grade.

Technisch ist es genau so einfach, jeden unbefugt Eindringenden durch Gase zu betäuben oder in die Luft zu sprengen, wie eine gewöhnliche Alarmglocke erklingen zu lassen. Die Grenzen in der Wahl der Abwehrmittel sind lediglich durch die eigene Sicherheit gegeben. Naturgemäß besitzt jede sachgemäß angelegte Schutzanlage eine Abstellvorrichtung, welche es dem rechtmäßigen Inhaber gestattet, die Einrichtung auszuschalten, bevor er selbst die Räume betritt. Die Gefahr besteht aber merkwürdigerweise in ziemlich erheblichem Maße, daß der Inhaber dies Abstellen vergißt, und dann würden sich scharfe Abwehrmaßnahmen natürlich gegen ihn selber kehren. Es wird also von Ort zu Ort und von Fall zu Fall zu entscheiden sein, wie weit man mit diesen Maßnahmen gehen kann und will. Jedenfalls aber stehen von der einfachen Scheintodpatrone bis zum reinen Blausäuregas, von einem mit 20.000 Volt Hochspannung geladenen Türgriff bis zum selbsttätig losgehenden Maschinengewehr alle Mittel zur Verfügung, um jeden, der die geschützten Räume bei eingeschalteter Schutzanlage betritt, unschädlich zu machen.

Die Hochburg Leviens.

Bilder aus Münchener bolschewistischen Tagen.

Von Alfred Georg Hartmann.

(„Berliner Lokal-Anzeiger".)

München, im Mai. Schwabing ist die Wiege des Bolschewismus in München. Hier wurde in Dutzenden von Konventikeln ausgebrütet, was sich dann in alle Winkel schlich. Hier wohnten die ersten Drahtzieher, die vielen geistigen und ungeistigen Theoretiker, die Propagandisten des Worts, die im Lauf der Zeit ganze Regimenter zur Tat aufpeitschten. Tag und Nacht ging das hin und her. Der Kreis wurde immer größer. Ueber die Jugend kam ein Rausch, der die unreifen Gemüter nicht mehr losließ. Da die Redner ihr Handwerk gründlich verstanden, arbeiteten sie wie geschickte Schauspieler, die bald Biedermänner und Phrasendrescher, bald Helden und Bösewichter spielen. Ach, die menschliche Natur, die leidet oder zu leiden glaubt, erliegt so leicht der Einflüsterung; es braucht bloß einer zu versprechen, daß er alle Wunden schließt. Ob die Ideen des Kommunismus staatlich und wirtschaftlich zu verwirklichen sind, spielt keine Rolle. In ihren Augen ist der Terror eine heilige Sache, und der „Bourgeois" und der Kapitalismus sind die Todfeinde, die mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müssen.

Heute heißen die Schlagworte wieder einmal „Menschlichkeit" und „Menschentum", die beide endlich für immer erlöst werden sollen, damit sie die Welt, wie die Sonne selbst, mit Glanz und mit Wärme erfüllen. Noch vor acht Tagen schrieb einer pathetisch: „Brüder, Haß trägt euch über alle Hindernisse. Dem Haß widersteht kein Feind."

Es ist anders gekommen in München. Eingestürzt ist das rote Kartenhaus, verlassen die blutige Schaubühne. Der Haß und der Kampf um die Macht haben für die andere Partei entschieden. Wo sind die Drahtzieher, wo die geistigen und ungeistigen Theoretiker, die großen und kleinen Apostel der neuen Zeit, die sich schon am Ziele glaubten? Beneidenswert ist ihr Los nicht, aber wer Sturm sät, hat noch immer Sturm geerntet. Wenn auf einen Schein anderthalb kommen, so ist die Abrechnung furchtbar.

Wer Berlin und München näher kennt, für den zeigen sich die Dinge in einem schärferen Licht. In Berlin ist die kommunistische Bewegung einsichtiger und deshalb leichter übersehbar; in München geht sie viel mehr in die Tiefe. Der Bolschewismus hat hier geistig in breiterem Ausmaß Wurzel geschlagen. Das ist das Problem.

Demnach ist die harte Arbeit, die das Armee-Oberkommando vorfand, eigentlich nur Vorarbeit. Die Säuberung der großen Stadt von den radikalen Elementen ist die weitaus schwierigere Aufgabe.

Die Haussuchungen führten denn auch die Militärkommandos zuerst nach Schwabing, um hier ihre Netze zu legen.

Ich sitze in meiner Pension abends über der Lektüre einer kleinen Revolutionszeitschrift. Man muß es den Leutchen lassen, auch wenn man andere Wege geht: ihr Fanatismus hat eine gewisse Schwungkraft. Daß sie mit Geist kämpfen, macht ja das Gift nur um so gefährlicher.

Wenn man den ganzen Tag über Flintengeknall hört, achtet man schließlich gar nicht mehr darauf, wenn geschossen wird. Nun kracht plötzlich in nächster Nähe ein Schuß, und zwar so laut, daß ich meine, es sei im Hause selbst gefeuert worden. Aufkreischen der Damen. Die Rolläden werden heruntergelassen. Alles flüchtet in die hinteren Zimmer.

Es dauert nicht lange, und es kommen Soldaten unter der Führung eines Leutnants. „Es ist ein Dachschütze im Haus. Wehe dem, der ihn begünstigt!" Das Kommando sucht den Speicher ab, stellt Patrouillen auf das Dach; drei Soldaten werden in der Nacht dort verwundet. Die Schießerei dauert bis gegen zwölf Uhr. Handgranaten krachen. Vom Spartakistisch keine Spur.

Am Morgen beginnt das Geknalle wieder — genau nach der Parole Radels und Leviens: man muß den Bürger beunruhigen bis zur letzten Patrone.

Ein neuer Soldatentrupp kommt herauf: 25 Mann mit zwei Offizieren und zwei Polizeiwachtmeistern. „Hier wohnt ein Mann von der Roten Garde," sagt der Leutnant mit preußischer Bestimmtheit, „ein Student der Medizin, namens Walter, die rechte Hand Tollers." — „Ich weiß von keinem Rotgardisten," antwortet die geängstigte Pensionsinhaberin. „Ich kann doch nicht von jedem Gast wissen, was er macht." — „Wo ist das Zimmer, das der Mann bewohnt? Die Schwabinger Pensionen sind alle verdächtig. Aber wir werden hier jetzt reinen Tisch machen," meint darauf der Offizier, indem er mit seinen Soldaten in den Raum tritt, der als das Zimmer des Studenten bezeichnet wird.

Es folgt nun eine so gründliche Durchsuchung, daß ich bei mir denke, besser kann es Sherlock Holmes auch nicht machen. Die Asche im Ofen, die Ritzen im Sofa, der Boden der Waschkommode, die Koffer — alles wird prüfend durchstöbert. Man findet die Photographie des Studenten — eines jungen Kerlchens von 20 Jahren — und einen Brief an den früheren Kriegsminister Reinhart. Ein Soldat hat eine besondere Spürnase: er hebt das Keilpolster im Bett hoch, lacht breit und übergibt seinem Leutnant eine Armbinde der Roten Garde. Sie ist das Symbol des Terrors und leuchtet wie Feuer im Zimmer. „Wo ist der Student? Auf dem Dach?" „Solche Leute sind Phantasten, die aufwiegeln, aber nicht schießen," meint einer.

Draußen knallt es von allen Seiten. Die Soldaten ziehen ab. Das Zimmer ist versiegelt. Das elegante Viertel bleibt den Tag über für jeden Verkehr abgesperrt. Niemand kann weder hinaus, noch herein.

Man faßt einige und führt sie ab.

Dies ist ein Bild, das jetzt hier zu den Alltäglichkeiten gehört. Der Kampf gegen die Theoretiker und gegen die Tatmenschen, die im Dunkel untergetaucht sind.

Schwabing, Heimatbegriff meiner Jugend, was ist aus unseren Träumen von der Welt geworden!

Die Opfer der Kommunisten.

Bamberg. Immer noch stellt sich heraus, daß die anfänglich angegebene Zahl der Opfer der Münchener Schreckensherrschaft und der Münchener Straßenkämpfe weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Wenn man den Anzeigenteil Münchener Zeitungen durchliest, eröffnet sich einem ein geradezu erschütterndes Bild. In den Seiten klein gesetzter, eng zusammengedrängter Todesanzeigen findet man überraschend zahlreiche Anzeigen über den Tod von Zivilpersonen, die als harmlose Unbeteiligte durch die Straßenkämpfe ihr Leben lassen mußten. Da findet man neben vielen Männern junge Mädchen und Greisinnen, und bei den meisten steht, ausführlich dabei: „Durch eine Kugel mitten ins Herz getroffen." Man könnte auf Grund dieses immer wiederkehrenden Vermerkes beinahe versucht sein, zu glauben, daß einige besonders verrohte Spartakisten sich ein Vergnügen daraus gemacht haben, auf harmlose Zivilpersonen absichtlich zu schießen. Hauptsächlich wurde festgestellt, daß Leute, die sich besonders lebhaft beim Begrüßen der einziehenden Regierungstruppen hervorgetan haben, plötzlich, von einem Schuß meuchlerisch getroffen, zu Boden sanken. Es gab eben sehr vieles Gesindel, das aus versteckten Winkeln auf Zivilpersonen schoß. — München ist nun glücklich, von der Schreckensherrschaft befreit zu sein. Die Truppen ziehen stramm und im Paradeschritt durch die Straßen, und täglich findet an der Feldherrenhalle wieder das in München so beliebte Paradekonzert statt. Interessant ist auch die Einzelheit, daß das in der Türkenkaserne untergebrachte Infanterie-Leibregiment, das durch und durch spartakistisch verseucht war, beim Einzug der Regierungstruppen sich für neutral erklärte. Die Regierungstruppen ließen diese Erklärung aber nicht gelten und nahm